

Reformatio

Evangelische Zeitschrift für Kultur und Politik

xvi. Jahrgang · Heft 9 · September 1967

Herausgeber: Schweizerischer Evangelisch-kirchlicher Verein (SEKV)

Beauftragte Schriftleitung: Dr. phil. HANS BÄNZIGER, Trogen AR; Prof. Dr. iur. WERNER KÄGI, Zürich; Dr. theol. WERNER KRAMER, Zürich; Prof. Dr. theol. ROBERT LEUENBERGER, Küsnacht ZH; Pfr. Dr. theol. ANDREAS LINDT, Basel; Pfr. Dr. theol. THEODOR RÜSCH, Rümlang ZH.
(Zuschriften und Manuskripte an den Letztgenannten: 8153 Rümlang ZH, Chilestieg 26)

Ständige redaktionelle Mitarbeiter: Prof. PETER DÜRRENMATT, Riehen bei Basel; Pfr. KURT MARTI, Bern; Dr. SIGMUND WIDMER, Zürich

Redaktionskommission: Prof. Dr. phil. KURT VON FISCHER, Erlenbach ZH; Prof. Dr. phil. ERNST HADORN, Zürich; Pfr. Dr. theol. WALTER HUTZLI, Bern; Frau Dr. ANNEMARIE IM HOF, Bern; Dr. oec. publ. JAKOB KELLER, Zug; Pfr. lic. theol. WERNER SCHATZ, Präsident des SEKV, Basel; Pfr. ALBERT LINDENMEYER, Zürich; Dr. med. ALOIS VON ORELLI, Basel; Prof. Dr. theol. ARTHUR RICH, Zürich; Dr. phil. MAX WALTHER, Bern

Inhalt

Die Welt braucht Protestanten ...	577
Die Bedeutung der Norm in der Soziologie. Von Kurt Lüscher	579
Heimat und Zivilisation. Von Jochem Haas	595
Von den Gründen zum Schreiben. Von Urs Jaeggi	608
Textproben: Gedichte von Zdeněk Svoboda	614
Kommentare zum Zeitgeschehen	
Politische Umschau (Peter Dürrenmatt)	617
Eidgenössisches (Sigmund Widmer)	622
Notizen und Details (Kurt Marti)	625
Aus unserem Leserkreis (Dietegen Stickelberger)	628
Von Bühne und Film (Adolf Dütsch)	630

Die REFORMATIO erscheint als Zeitschrift für das evangelische Geistesleben jährlich 10 mal auf die 1. Hälfte des Monats im Umfang von 64 Textseiten. Für Juni/Juli und November/Dezember wird eine Doppelnummer herausgegeben. – *Schriftleitung:* 8153 Rümlang ZH, Chilestieg 26. Alle Zuschriften und Manuskripte sind an diese Adresse zu richten. – *Administration:* Buchdruckerei Benteli AG, 3018 Bern, Postcheckkonto 30-21 592. – *Abonnemente:* Jahresabonnement für die Schweiz Fr. 23.–, für das Ausland Fr. 25.–; Studentenabonnemente in der Schweiz Fr. 17.–; Preis des Einzelheftes Fr. 3.– (Doppelhefte ausgenommen). Abonnemente und Einzelhefte sind durch die Administration in Bern oder durch den Buchhandel zu bestellen. – *Inseratannahme:* Pfarrer Gerold Meili, 9428 Walzenhausen, Telephon (071) 44 12 02

Copyright by REFORMATIO – Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion gestattet
Druck von Benteli AG, 3018 Bern – Printed in Switzerland

Die Welt braucht Protestanten ...

«Sehet zu, bleibet wach; denn ihr wißt nicht, wann die Zeit ist. Wie ein Mensch verreiste und sein Haus verließ und seinen Knechten die Vollmacht gab, jedem seine Arbeit, und dem Türhüter gebot, zu wachen: So wachet also! Denn ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauses kommt, ob spät abends zur Mitternacht oder um den Hahnenschrei oder früh morgens, daß er nicht plötzlich komme und euch schlafend finde. Was ich euch aber sage, sage ich allen: Wachtet!» (MARKUS 13, 33-37)

Dieses Gleichnis hat, nach dem Evangelisten Markus zu schließen, seinen Ort am äußersten Rand des Lebens Jesu, unmittelbar, bevor die Katastrophe über ihn und seine Jünger hereinbricht. Darum, das will das Evangelium wohl sagen, haben diese Worte die Kraft einer letzten Verfügung, sind sie «Testament».

Es heißt, daß im Haus, welches ein gewisser Hausherr verlassen hat, jedem Bewohner seine Arbeit und seine «Vollmacht» gegeben wurden. Jeder hat also das Recht – das mag etwa mit der «Vollmacht» gemeint sein –, sein Werk in Freiheit und in eigener Verantwortung zu tun und sich «bürgerlich» im zurückgelassenen Haus einzuhausen. Jeder soll ein Bürger im Haus sein dürfen, er soll Ordnung um sich haben, er soll wissen dürfen, was ihm angehört und was nicht, wo die Grenze seines eigenen Rechtes und wo die Grenzen anderer Rechte sind, er soll sich darauf verlassen können, daß Anstand herrscht im Haus, daß man gemeinsam dieselbe Sprache redet, mit denselben Münzen zahlt, mit denselben Maßen mißt, mit derselben Zeit rechnet. Da ist keiner, der leben müßte und leben könnte, ohne Haus und Heimat zu haben. Daß er Haus und Heimat habe, das kann man ja nur vom Menschen sagen, und daß er Haus und Heimat hat und Haus und Heimat braucht, das eben macht ihn, zum Unterschied von den andern Kreaturen, zum Menschen.

Und nun heißt es von einem oder von einigen der Menschen, sie seien zu Wächtern des «Hauses» bestimmt. Aber nicht mit dem Auftrag, den wir den Wächtern einer Heimat sonst zubilligen. Die im Gleichnis Jesu haben nicht für den Frieden im Haus zu sorgen und noch weniger den Frieden gegen irgendwelche Feinde zu schützen. Das mögen andere besser können. Für sie aber heißt es: «Wachtet! denn ihr wißt nicht, wann der Herr des Hauses kommt – daß er nicht plötzlich komme und euch schlafend finde...» – Es sind also ein paar Leute da, die eines wissen müssen, auch wenn die andern es vergessen haben sollten: Daß das Haus nicht denen gehört, die sich darin eingehaust haben,

sondern einem andern. Dieser andere aber wird kommen, und wenn er kommt, wird er es nicht dulden, daß im Hause geschlafen wird. Seltsames Gleichnisbild! Dazu verlockend, es nach einem handfesten Schema zu vergewaltigen, mythologisierend oder entmythologisierend. Doch eines ist sicher: Aus dem Gehen des Herrn heute und seinem Kommen morgen – was immer das heißt – erwächst den «Wächtern» die Aufgabe, das Haus immer irgendwie wach zu halten. Es darf nicht geschehen, daß das ganze Haus einschlüft. Darum braucht es ein paar Störefriede, die gegen die zu große Ruhe und Seßhaftigkeit der Hausbewohner protestieren, braucht es eine Handvoll Protestanten (gleichgültig welcher Konfession)! Es braucht Menschen, welche die andern daran erinnern, daß alle Ordnung, alle Freiheit, alle Rechte, die jeder haben soll, ihnen ein Recht und eine Freiheit nicht geben kann: sich das Haus endgültig anzueignen und aus der Heimat eine feste Burg zu machen, vor der die Zeit still steht. Das Haus, daran sollen die Protestanten erinnern, ist auf eine kommende Zeit hin gebaut, welche seine Bewohner nicht selber machen. Dem Haus steht noch etwas bevor: die große Störung, da alles, was eingeschlafen ist, zum Leben gerufen wird, die Zeit, da keinem mehr verborgen sein kann, wem das Haus der Welt angehört.

Der, dem das Haus angehört, will, daß man ihn und sein Vorhaben nicht ganz vergißt. Wenn daher nur einige daran erinnern, immer wieder. Nur einige! Das Haus braucht nicht aus lauter Störefrieden zu bestehen. Aber einige muß es geben. Ganz aussterben dürfen die Protestanten nicht!

Die Bedeutung der Norm in der Soziologie¹

VON KURT LÜSCHER

«Nous ne voulons pas tirer la morale de la science, mais faire la science de la morale, ce qui est bien différent. Les faits moraux sont des phénomènes comme les autres; ils consistent en des règles d'action qui se reconnaissent à certains caractères distinctifs; il doit donc être possible de les observer, de les décrire, de les classer et de chercher les lois qui les expliquent.»

(Emile Durkheim, *De la division du travail social*, Préface de la première édition, 1893.)

I

Soziologie setzt bei der Mitmenschlichkeit des Menschen an. Der «Mitmenschlichkeit» kann Rechnung getragen werden, indem man sagt, Menschen würden sozial handeln, nämlich am andern Menschen orientiert.

Es erweist sich als zweckmäßig, soziales Handeln im Zusammenhang mit seiner Umgebung zu sehen, es in die soziale Situation zu stellen.

Situationen bieten mit ihren Elementen einen strukturierten Bezugsrahmen für Handeln. Sie kehren wieder und werden so häufig oder/und typisch. Auf diese Art «modellieren» sie die Handlungen.

Die systematisch-theoretische Durchdringung der durch die Vorstellungen des sozialen Handelns und der sozialen Situation gelieferten Ansätze ist unter anderen das Verdienst von Talcott Parsons (Parsons, 1949, 1951; vgl. auch Parsons-Rüschmeyer, 1964: 31–83). In seiner Sicht sind die Zusammenhänge im wesentlichen folgende: Situationen enthalten Orientierungspunkte in Form von sozialen, physischen und kulturellen Objekten. Diesen Objekten kommen – aus der Wiederkehr der Situationen – Bedeutungen zu. Die Objekte werden so zu Symbolen. Die Bedeutungen sind transferierbar, weil der Mensch mittels der Sprache Bedeutungen übermitteln kann. Aus dem gleichen Grunde sind auf abstrakter Ebene Bedeutungen miteinander vergleichbar und können sich somit gegenseitig beeinflussen; es entsteht eine Vielzahl von Bedeutungen. Und hier finden sich Ansatzpunkte zum Normativen: Welche unter verschiedenen Deutungen, später Bedeutungen, soll als die «richtige» gelten? Welche Analogien zwischen Situationen sind zuzulassen?

¹ Überarbeitete Fassung eines Referates in der Theologischen Arbeitsgemeinschaft des Kantons Bern.

Wann sind neue Definitionen zulässig, und wie sind Bedeutungen für neue Objekte zu finden?

Popitz umschreibt diesen Ansatzpunkt zum Normativen folgendermaßen:

«Es handelt sich um eine Bedingung, die jenseits aller kulturspezifischen Variationen in der ‚Tatsache Gesellschaft‘ selbst beschlossen liegt: das Sich-selbst-Feststellen des Menschen als soziales Wesen, von dem wir sprachen, ist dem Gegenseitigkeitsprinzip unterworfen – also ein *Sich-gegenseitig-Feststellen* ...

Soziale Normen begrenzen offenbar die Willkür in der Beziehung von Menschen zueinander. Sie bewirken, daß Menschen sich mit einiger Sicherheit und Dauerhaftigkeit aufeinander einstellen können. Diese Einstellung aufeinander wäre aber nicht möglich, ohne daß wir das Handeln der jeweils Anderen in oft wiederkehrenden, typischen Situationen voraussehen, also mit Regelmäßigkeiten rechnen können.» (Popitz, 1961: 188.)

Es ist dabei zu beachten, daß wir uns im Bereiche einer empirischen Wissenschaft bewegen. Was mit «Ansatzpunkt» umschrieben wird, ist eine Aussage im Hinblick auf das Beobachtbare. Es geht nicht um die Frage der Ur-Normen in der Entwicklung der Menschheit. Symbole und Bedeutungen werden als im Zeitpunkt der Analyse vorhanden angenommen. «Ansatzpunkt» bedeutet daher Ort der systematischen, nicht der universal-genetischen Verankerung. Das schließt natürlich eine historische Betrachtung nicht aus. Grenzen werden aber – oft sehr rasch – durch die Zahl und Art der überlieferten Beobachtungen gesetzt¹.

Noch ist wenig Klarheit gewonnen. Einen ersten Schritt weiter bringt uns die Frage nach Arten der Bedeutungen:

Parsons schlägt vor, drei Bereichen Rechnung zu tragen: dem kognitiven, dem kathektischen und dem moralischen.

a) *Kognitive* Bedeutungen bestimmen den Kreis des zu Erfassenden. Sie legen fest, was es gibt oder geben kann, was man sehen soll. Jemand, der der Auffassung ist, die Erde sei eine runde Scheibe, kann nicht verstehen, was mit Antipoden gemeint ist. In seiner Sicht gibt es so etwas nicht.

b) *Kathektische* Bedeutungen beziehen sich auf Umschreibungen entlang der Skala «angenehm – unangenehm», was sich in einem gewissen Sinne zurück-

¹ Hier kann natürlich die Frage des Verhältnisses zwischen Soziologie und Phänomenologie aufgeworfen werden. In neuester Zeit hat sich – neben den bekannten Vertretern einer phänomenologischen Soziologie wie Scheler und Gehlen – Tiryakian darüber geäußert (z. B. Tiryakian, 1965).

führen läßt auf Wertvorstellungen. Ob Wein bekömmlich ist oder nicht, ist eine Frage mit kathektischer Bedeutung, ebenso wie die Frage, wo auf einer imaginären musikalischen Wertskala Jazz einzuordnen ist.

c) Das Beispiel des Weines verweist uns sofort auf eine dritte, durch die kathektische Umschreibung nicht berührte Frage, nämlich, ob es richtig ist, Wein zu trinken, unbekümmert darob, ob Wein Genuß bietet oder nicht. Ebenso kann man fragen, ob es richtig ist, Jazz im Gottesdienst zu verwenden. Das sind Fragen des *moralischen* Bereiches. Aber wir sehen rasch ein – das Beispiel weiterspinnend –, daß die Beantwortung dieser, der normativen, Frage abhängt von einer allgemeinen Wertschätzung des Jazz und der Musik. Es ist nicht nur eine Frage der Normen, sondern eines umfassenden Prinzipes, der Werte. Beide können offenbar oft eng beieinander liegen. In sozialen Zusammenhängen erscheint häufig Wert als das Grundlegende, weshalb bisweilen vorgeschlagen wird, unter Wert eine übergeordnete, besonders geprägte Norm zu sehen (Gould and Kolb, 1964: 744). Werte sind das, was bereits so allgemein internalisiert ist, daß es unreflektiert als zuträglich im Sinne von indiskutabel richtig oder falsch angesehen wird. Es steht nicht mehr zur Diskussion, daß es sein soll; es *ist* das Richtige.

Ohne große Mühe ist einzusehen, daß unter diesen Umständen die genannten drei Kategorien von Bedeutungen oft nicht auseinandergelassen werden, insbesondere die letzten beiden. Man pflegt – auch in der Sozialwissenschaft – sehr oft alle oder doch die kathektische und die moralische Bedeutung, wie sie bei der Umschreibung sozialer Situationen verwendet werden, als Normen zu bezeichnen.

In diesem allgemeinsten Sinne sind Normen die Bedeutungen, die sich in der mitmenschlichen Bewältigung von Situationen in bezug auf die zu Symbolen werdenden Objekte der Situation durchsetzen. In einem spezielleren Sinne beziehen sich Normen nur auf den dritten Bereich, also auf Bedeutungen in bezug auf die Frage nach gut und schlecht, auf die Beurteilung von Mitteln zur Erreichung eines Zieles. Bisweilen finden sich auch Versuche zu einfacheren Umschreibungen.

So bezeichnet Merton – gleich Parsons ein führender Theoretiker der Gegenwart – als Normen die sozial akzeptierten Vorstellungen, die angeben, welche Ziele erstrebenswert und welche Mittel zur Erreichung der Ziele angemessen sind (Merton, 1957: 121–194). Kingsley Davis versucht in seinem verbreiteten und einflußreichen Lehrbuch einen von der einfachen Situation ausgehenden Ansatz. In jeder Situation, so schreibt er, finden sich zwei Elemente: Fakten und die Einstellung oder Gefühle gegenüber den Fakten. Die

vielleicht wichtigsten dieser Einstellungen oder Gefühle sind jene, welche besagen, was sein soll und was nicht sein soll. Indem diese Einstellungen dazu verwendet werden, Urteile über das Handeln zu geben, werden sie als Normen sozial wirksam; sie beeinflussen das Handeln (Davis, 1947/48: 52–82).

II

Normen, in dieser Umschreibung, sind konstitutive Elemente sozialer Situationen. Sie sind Richtpunkte des Handelns. Nun ist soziale Situation zwar eine gute Umschreibung des Kontextes, in dem sich das Handeln einiger *weniger* Menschen abspielt; wie findet sich aber von hier ein Zugang zu den größeren gesellschaftlichen Zusammenhängen? Diese Frage stellt sich nicht nur in unserem Falle, sondern ist ein allgemeines Problem für jede Soziologie, die ausgeht von unmittelbar beobachtbaren Erscheinungen des sozialen Lebens. Man könnte sogar sagen, es sei Schicksalsfrage für eine Soziologie, ob es ihr gelingt, von der «kleinen Gruppe» zur «Gesellschaft» eine tragfähige Brücke zu bauen oder, falls von der «Gesellschaft» ausgegangen wird, zur Gruppe vorzustoßen. Die Geschichte der Soziologie ist voll von gescheiterten Bemühungen um dieses Problem, und vielleicht ist es sogar richtig zu sagen, daß die beste Lösung noch nicht gefunden ist.

Immerhin bietet sich ein Weg an, der eng mit unserem Thema zusammenhängt. Soziale Situationen lassen sich erfassen mit der allgemeineren Vorstellung des *sozialen Systems*, eine Vorstellung, die sich als geeignet erweist zur Umschreibung von Gruppen, von Organisationen, von Kirchen, von Nationen und Gesellschaften¹. In jedem dieser Fälle handeln einzelne Menschen miteinander in einer Umgebung physischer oder sozialer Art, besitzen Motivationen für ihr Handeln, und ihre Beziehungen zur Situation, inklusive ihre gegenseitigen Beziehungen, werden geleitet durch ein Netz sozio-kultureller Symbole (teilweise nach Parsons, 1951: 5/6).

Als analytische Elemente des sozialen Systems können bezeichnet werden: Aktoren, Motivationen, Umgebung und damit Abgrenzung und ein Netz von Symbolen. Diese Elemente müssen sich, falls die Vorstellung tragfähig ist, in verschiedenen sozialen Systemen nachweisen lassen, und in gleicher Weise müssen Zusammenhänge, die zwischen den genannten und weiteren Elementen in einem System, zum Beispiel einem Betrieb, bestehen, in Bezug stehen zu ähnlichen Zusammenhängen in einem anderen System, zum Beispiel einer Organisation, wie ein Gymnasium es ist.

¹ Ein anderes tragfähiges Konzept, das teilweise zu gleichen Ergebnissen führt, ist jenes der sozialen Struktur (vgl. z. B. Nadel, 1957).

Aus dem weiter vorne Dargestellten dürfte bereits deutlich klar geworden sein, daß der Gegenstand unserer Betrachtung, Normen, ein wichtiger, vielleicht der wichtigste Teil jenes Elementes sozialer Systeme ist, das mit «Netz sozio-kultureller Symbole» umschrieben wurde. Insofern soziales System nun aber zentrales Konzept der Soziologie ist, bilden Normen offenbar ein zentrales Element der Soziologie überhaupt, zumindest einer Soziologie, die sich versteht als die Analyse von Systemen sozialen Handelns und ihrer Zusammenhänge (Inkeles, 1964).

III

Verbleiben wir nun, nachdem der Begriff umschrieben und der systematische Ort umrissen ist, kurz bei einigen allgemeinen Problemen. In der Umschreibung des sozialen Systems ist von einem Netzwerk von Bedeutungen der Symbole die Rede. Dieses Netzwerk und die in ihm ablaufenden Kommunikationen bilden mit allem übrigen vom Menschen Geschaffenen in der Sprache des Sozialwissenschaftlers die *Kultur* eines sozialen Systems. Das heißt, daß dem Begriff der Kultur eine sehr allgemeine Bedeutung gegeben wird, und – kann man annehmen – es erweist sich in den Sozialwissenschaften offenbar als zweckmäßig, diese Umschreibung zu verwenden. Hier eine kurze Begründung: Einer der Vorteile im Gebrauch der allgemeinen, auch in anderen Wissenschaften verwendeten Vorstellung des Systems in der Soziologie besteht darin, daß Gesellschaft als soziales System gesehen wird, aber gleichzeitig klar wird, daß es *die* Gesellschaft nicht gibt, sondern daß mehrere Gesellschaften nebeneinander existieren. Das heißt wiederum, daß offensichtlich Erkenntnisse der – im deutschsprachigen Raume wenig entwickelten – Sozialanthropologie für soziologische Untersuchungen nutzbar gemacht werden können; denn die Sozialanthropologie beschäftigt sich seit jeher mit Gesellschaften, und zwar anfänglich vor allem mit fremden, oft sogenannten primitiven Gesellschaften von bescheidener, überschaubarer Größe. In allen diesen Gesellschaften ist ein Netzwerk sozial getragener und wirksamer Bedeutungen von Symbolen feststellbar. In ihrem Inhalte mögen sie unterschiedlich sein. Aber sie haben gemeinsam, daß sie sozial getragen werden und auf diese Art Ordnungsfunktionen im Zusammenleben erfüllen. Sie sind konstitutive und integrale Bestandteile einer jeden Gesellschaft. Sie sind das, was von einer Generation zur andern weitergegeben wird, dabei natürlich auch modifiziert wird. Es ist in einem Vergleich von Gesellschaften nicht möglich, vom Inhalt her eindeutige, fruchtbare Klassifikationen von Symbolen und Bedeutungen vorzunehmen und dann die einen als Kultur, andere als Nicht-Kultur zu bezeichnen; nur die an den Funktionen – im weitesten Sinne des Wortes –

orientierte Beobachtung hat bis jetzt weitergeführt. Insbesondere hat es sich sozialwissenschaftlich als nicht zweckmäßig erwiesen, mit Inhalten zu operieren, die an gewisse Gesellschaften gebunden sind. In Anbetracht der in der Sozialanthropologie bereits bestehenden Übung wurde darum dem Begriff der Kultur in den Sozialwissenschaften diese allgemeine, letztlich an der Funktion orientierte Bedeutung gegeben. Das wird im deutschen Sprachgebrauch oft übersehen oder wird nicht verstanden. Mehr noch, es wird nicht eingesehen, daß sich an der Bedeutung des Begriffes der Kultur besonders deutlich die Perspektive moderner Soziologie manifestiert (vgl. hierzu auch die Darstellung der Geschichte des Konzeptes von Catton, 1964: 943–947). Immer wieder hört man in diesem Sinne als Vorwurf, hier, in der formal-funktionalen Umschreibung von Kultur (oder von verwandten Begriffen wie «Bildung») lägen die Grenzen der Soziologie. Natürlich «stimmt» das, aber es stimmt auch nicht; besser wäre zu sagen, hier befinde sich der typische Ansatz der Soziologie, denn diesem Ansatz verdankt sie – teilweise – ihre Eigenständigkeit, von hier aus wird verständlich, warum sie offenbar Zusammenhänge erfassen kann, welche von anderen, jenseits der Grenze operierenden Wissenschaften oft nicht einmal gesehen, geschweige denn erklärt werden können.

IV

Normen – um zu unserem Thema zurückzukehren – sind Teil der Kultur, nämlich jene Symbole, beziehungsweise Bedeutungen von Symbolen, die sich beschäftigen mit dem Sollenden. Die bis jetzt gegebenen abstrakten Umschreibungen dürften rasch konkreter und damit verständlicher werden, wenn einige in der soziologischen Literatur gebräuchliche Einteilungen von Normen diskutiert werden. Vielleicht am bekanntesten ist die Darstellung, die Kingsley Davis in seinem bereits erwähnten Buch «Human Society» gibt, wobei er selber teilweise auf einen Autor der frühen amerikanischen Soziologie, W. G. Sumner, zurückgreift. Das trifft insbesondere für die ersten beiden Kategorien, Bräuche oder Lebensweisen (engl.: «folkways») und Sitten («mores»), zu.

Bräuche sind normative Einstellungen, die zu relativ dauerhaften, standardisierten Verhaltensmustern in alltäglichen Situationen führen. Sie sind an sich obligatorisch, aber sie werden nicht mit Strenge durchgesetzt. Verstoß gegen Bräuche zieht informale Sanktionen nach sich. Bräuche entstehen durch Tradition; man könnte sagen, sie schleifen sich ein. Bräuche in diesem Sinne sind die Tischmanieren; wir brauchen zur Illustration keinen Chinesen zu bemühen, sondern bloß einen Amerikaner, der gleich zu Beginn alles Fleisch

in Stücke schneidet und nachher, mit der linken Hand unter dem Tisch, alles mit der Gabel ißt, um einzusehen, daß Bräuche gesellschaftsgebunden sind. Den Charakter des Brauches schreibt Davis aber auch den Regeln der Sprache zu, er findet sich damit – nebenbei gesagt – in guter Gesellschaft, etwa mit Philologen Saussurescher Schule.

Sitten sind Normen, deren Befolgung als für die Gesellschaft sehr wichtig angesehen wird. Übertretungen werden darum streng geahndet. Sitten regulieren zum Beispiel den sexuellen Verkehr. In negativer Form werden Sitten zu Tabus. Das Inzest-Tabu ist ein Beispiel mit nahezu universaler Bedeutung. Die Unterschiede in anderen Sexuallitten zwischen Gesellschaften und auch zwischen den Zeiten sind bekannt.

Bestehen besondere Organisationen, um die Durchsetzung der Normen zu kontrollieren und allenfalls Sanktionen zu ergreifen, so ist von *Recht* die Rede. Wachsen die Normen dabei aus Tradition, so handelt es sich um Gewohnheitsrecht, im anderen Fall um gesetztes Recht. An dieser Stelle wird der Unterschied zwischen einem soziologischen und einem juristischen Begriff der Norm sichtbar. Die juristische Norm ist in der Sicht der Soziologie eine Art von Normen, in ihrer Festlegung bedingt von der sozialen Umgebung, wobei in gewissen Fällen auch Wertvorstellungen von Minderheiten oder aus früheren Zeiten als Grundlagen akzeptiert werden können. Juristische Normkonzepte gehen dagegen sehr oft von idealen, transzendental gerichteten Werten aus, denen in konkreten Gesellschaften Ausdruck zu verleihen ist (Naturrecht)¹. Wir wollen hier nicht auf einen differenzierten Vergleich zwischen juristischem und soziologischem Rechtsbegriff eintreten. Es scheint uns, daß trotz der Verschiedenheit der beiden Perspektiven ein Bereich besteht, in dem sich nicht unbedingt Widerspruch ergeben muß. Die Tatsache, daß für den Soziologen Organisation und Sanktionskraft das Recht auszeichnet, schließt nicht aus, was der Jurist über die Bezüge zu den dahinterliegenden allgemeinen ethischen Prinzipien feststellt. Gleiches gilt für Brauch und Sitte. Selbstverständlich finden sich Unterschiede in der Orientierung unter den Juristen wie – wenn auch in diesem Punkt von geringerem Ausmaß – unter den Soziologen.

Die hier vorgelegte Einteilung der Normen muß exemplarisch für viele andere bleiben. Bekannt ist etwa in der neueren deutschsprachigen Literatur

¹ Eine gute Übersicht zur Naturrechtsfrage bietet: Franz Wieacker, Zum heutigen Stand der Naturrechtsdiskussion. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag, 1965. Ich danke diesen Hinweis meinem Kollegen vom Seminar für Staatsrecht, Dr. Jörg Müller, mit dem ich wertvolle Diskussionen über den Rechtsbegriff führen konnte.

die Einteilung von Dahrendorf (in Muß- und Kann-Normen), je nachdem Sanktionen folgen müssen oder können (Dahrendorf, 1965).

v

Bis hierher haben wir versucht, den Begriff der Norm gewissermaßen direkt anzugehen und Kategorien zu bilden. Als nächstes drängen sich eine Reihe dynamisch-theoretischer Fragen auf. Da Norm nach dem Dargestellten ein zentraler Begriff der Soziologie ist, können wir annehmen, daß durch diese Fragen einige wichtige Bereiche der Disziplin angerissen werden. Teilweise anknüpfend an die diskutierte Typologie können als drei dieser Bereiche identifiziert werden: Sozialisation, soziale Kontrolle und Institutionalisierung.

a) *Sozialisation*. Soziale Systeme sind relativ dauerhaft geprägt. Der einzelne muß in sie eingeführt werden. Dieser Prozeß wird in der soziologischen Literatur Sozialisation genannt. Dabei denkt man zunächst an den Fall des Kindes. Seine Sozialisation liegt unter anderem in den Händen der Eltern und der Schule; sie führen das Kind in die – sozial geprägte – Kultur ein. Sie sozialisieren auch dann, wenn sie ihre Aufgabe «pädagogisch» umschreiben, etwa unter dem Leitsatz: «Werde der, der du bist.» Zwar scheint hier die Entfaltung des einzelnen gemeint zu sein. Aber es darf nicht übersehen werden, daß damit die Verwirklichung eines Wertes angestrebt wird, der soziokulturell bestimmt ist. Gewiß mag darüber auch in anderer Sicht vieles zu sagen sein, aber die Diskussionen über Erziehung, Schule und Elternhaus würden ohne Zweifel gewinnen, wenn mit der unvermeidlichen sozialen Verflochtenheit der Aufgabe in allem Ernst gerechnet würde. In bezug auf viele Fragen würde sich so die immer wieder zitierte Antinomie zwischen Individuum und Gesellschaft als ein Scheinproblem erweisen.

Sozialisation ist ein Prozeß, dem sich auch Erwachsene stets zu unterziehen haben. Bekannte Beispiele sind die Berufslehre, die Rekrutenschule, das Lernvikariat. Berufsgruppen, Armee oder Kirche werden also gesehen als abgrenzbare soziale Systeme von spezifischer Ausprägung, die sich darin äußert, daß sie eigene Subkulturen aufweisen, in die man eben eingeführt werden muß. Der Prozeß kann übrigens auch ablaufen als Re-Sozialisation; das ist der Fall bei Gefangenschaft oder bei einem Aufenthalt in einer psychiatrischen Pflegeanstalt. Eine besonders extreme Form ist die sogenannte «Gehirnwäsche» mit Kriegsgefangenen.

Der Prozeß liegt selbstverständlich auch im Blickpunkt der Sozialpsychologie. Für sie bewirkt Sozialisation eine Änderung der sozialen Persönlichkeit. Klassische Illustrationen sind die Forschungen, welche diese Änderun-

gen in Phasen zu erfassen versuchen. In bezug auf die engere mit unserem Thema zusammenhängende Fragestellung ist wohl bisher am bedeutungsvollsten Piagets Arbeit über die Entwicklung des moralischen Urteils beim Kinde (Piaget, 1932, deutsch 1954). Sozialpsychologische Sozialisationsforschung setzt ein brauchbares Modell der sozialen Persönlichkeit voraus. Hiezu hat sich die mit den Namen William James, John Dewey und G. H. Mead (1934) verknüpfte Sozialpsychologie des symbolischen Interaktionalismus besonders gut bewährt.

Sie geht, etwas vereinfacht umschrieben, davon aus, daß sich in der Persönlichkeit ein «Ich», ein «I», und ein «Mich», ein «Me», unterscheiden läßt. Das «Mich» gestattet mir, mir selber zum Objekt zu werden, ein Konzept von mir zu entwerfen, ein Selbstkonzept. Dieses Selbstkonzept wird mir zum Leitbild meines Handelns. Es ist die Vorstellung, die ich von mir habe, welche mein Handeln leitet. Zu dieser Vorstellung komme ich aber nur in einem Lernprozeß, der weitgehend von meiner Umwelt abhängt. Aus der Begegnung mit meinem – zu Beginn älteren – Mitmenschen lerne ich, wie Person von den Menschen erfaßt wird. Später lerne ich, aus ihren Reaktionen auf mich zu schließen. Mein Bild von mir ist von meiner sozialen Umwelt abhängig.

b) *Soziale Kontrolle*. Wenn Normen bestehen, die das Handeln leiten sollen, so ist notwendig, daß ihnen Nachdruck verliehen wird. Das Übertreten der Normen muß erschwert oder verunmöglicht werden; falls es doch geschieht, müssen Sanktionen gegenüber den Fehlbaren getroffen werden. Am Anfang steht die Kenntnis der prinzipiellen Möglichkeiten zu nicht konformem Handeln. In diesem Zusammenhang in der soziologischen Literatur bekannt ist Mertons «Typology of modes of individual adaptation». Die Zusammenstellung ist sehr wohl geeignet zu demonstrieren, welche weite Bedeutung dem Begriff der sozialen Abweichung in der Soziologie zukommt. Sie ist gleichzeitig ein gutes Beispiel soziologischer Typenbildung. Sie lautet folgendermaßen:

A Typology of Modes of Individual Adaptation (Merton, 1957: 140)

Modes of Adaptation	Culture Goals	Institutionalized Means
I. Conformity	+	+
II. Innovation	+	-
III. Ritualism	-	+
IV. Retreatment	-	-
V. Rebellion	±	±

In dieser wie in anderen Darstellungen kommt zum Ausdruck, daß soziale Kontrolle offenbar dort einsetzen muß, wo der einzelne eine Definition der Situation vornimmt, die sich von der allgemeinen Definition unterscheidet. Welche Mechanismen lassen sich beobachten, die Abweichung zu erschweren versuchen? Zum einen ist es Aufgabe der Sozialisation, die sozial geschätzten Definitionen der Situationen bekanntzumachen und einzuüben. Über eine solche Beeinflussung durch Lehre hinaus bestehen nun eine Reihe von Mechanismen, jene der sozialen Kontrolle im engeren Sinne. Man kann (nach Brede-meier und Stephenson, 1962: 146–176) drei Arten unterscheiden:

1. Man kann versuchen, potentielle Konfliktsituationen zu *vermeiden* durch *Trennung* (Segregation), *Absonderung* (Insulation) oder dadurch, daß eine strikte *Prioritätsordnung* etabliert wird, welche das Zusammentreffen widersprechender Umstände ausschließt. Es wird *Prävention* versucht.

2. Einmal ausgebrochener Konflikt kann gemildert oder gelöst werden, indem *Ersatzhandlungen* zugelassen werden. Freizeitaktivitäten bilden oft Gelegenheit, Unzufriedenheiten im Beruf zu kompensieren. Solche Ersatzhandlungen können kulturell sehr positiv gewertet, aber auch nur erlaubt oder toleriert sein (Ventilsitten der Fasnacht, Trinksitten).

3. Man kann versuchen, abweichendes Handeln zu *versperren*. Als erstes kann man es erschweren. So ist es beispielsweise unerwünscht, daß ein Kardinal mit seiner Stimme Ausschlag zu seiner Wahl zum Papst geben kann. Um das zu erschweren, gilt als gewählt, wer das absolute Mehr plus eine Stimme erhält. Das vermindert das Gewicht der eigenen Stimme (Bredemeier und Stephenson, 1962: 165). Im weiteren kann man auf Abweichung hohe soziale Kosten ansetzen, indem man Strafen einführt und bekanntmacht.

Dieser Katalog von Mechanismen zur Vermeidung abweichenden Handelns zeigt, daß Abweichung offenbar häufig ist. Es wäre nun falsch, zu schließen, Soziologie gehe das Problem der sozialen Kontrolle nur unter dem Gesichtspunkt der *Vermeidung der Abweichung* an und würde so implizit Konformität als einen besonderen Wert betonen. Wenn wir Mertons Typologie betrachten, so fällt auf, daß von individuellen Formen der Anpassung die Rede ist und daß die einzelnen Typen in möglichst wertneutralen Begriffen umschrieben sind. Insbesondere trifft dies für Typ zwei, «innovation», zu. Die soziologische Forschung kann sich also offenbar auch darum bemühen, Bedingungen erfolgreicher Innovation zu untersuchen, eine Fragestellung, welche zum Beispiel in der Schweiz gegenwärtig von besonderer Aktualität wäre.

Von diesem besonderen Typ abgesehen, registriert die Soziologie mit Nachdruck, daß die Kultur und ihr Normgefüge stets im Fluß ist; mithin,

daß soziales Handeln nie als vollständig sozial determiniert angesehen werden kann, ganz abgesehen davon, daß menschliches Verhalten nie nur soziales Handeln ist.

c) *Institutionalisierung*. Es liegt indessen in der Perspektive der Soziologie, primär das Gemeinsame, Typische, Verbindende im menschlichen Handeln zu untersuchen. Der Begriff der Norm ist dazu ein Mittel. Ein damit verwandtes Instrument, um inhaltlich Verschiedenes vergleichbar zu machen, ist – wie in der Behandlung des Begriffes der Kultur angetönt wurde – die Analyse der Funktion einer sozialen Erscheinung: Welche Konsequenzen für das umfassendere soziale System zeigt zum Beispiel ein gewisses Handeln? Im Dienste welcher grundlegenden Aufgabe, wie biologische Erhaltung, Austausch mit der Umgebung, Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, Erreichung gesetzter Ziele, steht es, wobei der Kulturgebundenheit der jeweiligen Lösungen Rechnung zu tragen ist. Das würde überleiten zur Untersuchung jeweiliger Machtstrukturen und Ideologien, worauf hier aber nicht näher eingetreten werden kann. Es läßt sich unschwer feststellen, daß Normen sehr oft, zusammengefaßt zu Normenbündeln oder Normensystemen, im Zusammenhang mit solchen allgemeinen gesellschaftlichen Funktionen stehen¹. Als Bündel oder System ist ihnen eine gewisse Stabilität eigen; die Änderung einer Norm bedingt Änderungen anderer, mit ihr unmittelbar zusammenhängender Normen und muß im Zusammenhang mit der Grundfunktion stehen. Es findet sich daher ein gewisser Grad der Auszeichnung (insbesondere, wenn es sich um wichtige Funktionen handelt) und des Beharrens, die einhergehen mit oft besonders ausgeprägtem Bewußtsein der Bedeutung der Normen.

Solche Normsysteme pflegen *Institutionen* genannt zu werden. Der Begriff unterscheidet sich in diesem Falle von Institution im Sinne großer Organisationen. Institutionen im normativen Sinne sind etwa Familie oder Religion. Insofern eine Kirche als Organisation die einzige Trägerin religiöser Normen ist, kommt ihr institutionaler Charakter im normativen Sinne zu. Das erklärt, warum die Bedeutungen oft nicht auseinandergelassen werden. In der Schweiz ist, um ein anderes Beispiel zu nennen, die Armee ein Gebilde mit starkem Institutionsgepräge.

Immer wieder läßt sich feststellen, daß versucht wird, die Herkunft vor allem der institutionalisierten Normen faßbar zu erläutern. In vielen Fällen wird versucht, Normen von der zugrundeliegenden Funktion her rational zu erläutern. Wenn dies geschieht, indem der Rationalität Gewalt angetan wird,

¹ Eine besonders vollständige Behandlung des Konzeptes der Funktion findet sich bei Merton, 1957: 19–84.

können wir von *Ideologien* sprechen. Sehr oft handelt es sich darum, daß subjektive Tatbestände verobjektiviert werden; Einstellungen werden als Fakten ausgegeben.

VI

Die Aufmerksamkeit des Soziologen gilt sozialem, das heißt am Mitmenschen orientiertem Handeln. Es geschieht, wurde einleitend gesagt, in Situationen, in denen sich Orientierungselemente finden. Aus dem, was über diese Elemente gesagt wurde, insbesondere die Normen, folgt, daß soziales Handeln nicht stets die physische Präsenz anderer voraussetzt; auch ohne den andern gegenwärtig zu haben, kann man sich an ihm orientieren. Von besonderem Interesse ist aber dennoch der Fall, wo mehrere gleichzeitig in einer Situation stehen und sich in diesem Rahmen aneinander zu orientieren haben. Wie spielt sich zum Beispiel die gegenseitige Orientierung in einem Betrieb ab? Im Bemühen, den relativ dauerhaften Formen menschlichen Zusammenlebens nachzugehen und typische Erscheinungen zu erfassen – was eine differenzierte Sicht nicht ausschließt –, hat die Soziologie hier ein weiteres begriffliches Element eingeführt. Es läßt sich vorerst so umschreiben: In sozialen Situationen orientiert sich der eine am andern typischerweise an einigen Eigenschaften, die leicht faßbar sind und von Bedeutung für die Bewältigung der Situation scheinen. Er orientiert sich daran, was vom andern im Hinblick auf die Situation zu erwarten ist. Das eigene Handeln wird gleichermaßen an eigenen Vorstellungen und an den Erwartungen des Gegenübers im Hinblick auf die Situation orientiert. Man könnte sagen, man gehe aus von *Positionen*, die man innerhalb der Situation habe, und orientiere sich an den Rechten und Pflichten, die mit diesen Positionen verbunden sind. Da wir es hier nicht mit der «Ur-Situation» zu tun haben, sondern mit typischerweise bekannten, wenn auch nicht immer häufigen Situationen, können wir sagen, daß die Rechte und Pflichten sozial – im weitesten Sinne des Wortes – umschrieben seien. Sie sind dies um so bestimmter, je stärker die Verflochtenheit der Situation und damit auch der darin vorkommenden Positionen mit Institutionen ist. In solchen Fällen ist – vereinfacht gesprochen – das Handeln weitgehend determiniert, läßt sich also mit großer Gewißheit voraussagen. In relativ neuen, institutionsfernen Situationen ist im allgemeinen das Gegenteil der Fall.

Hiezu eine einfache *Illustration*: In der Situation «Trauung» sind Rechte und Pflichten (immer im weitesten Sinne der Worte) des Pfarrers detailliert umschrieben. Seine Handlungen lassen sich unbekümmert darum, ob er Pfarrer A., B. oder C. ist, weitgehend voraussagen. Es bestehen aber auch Erwar-

tungen darüber, was der Pfarrer nicht tun soll. Braut und Bräutigam erwarten zum Beispiel, daß der Pfarrer in seiner Predigt nicht allgemeinverständlich auf Schwierigkeiten anspielt, welche sie ihm in vorangegangenen Gesprächen eröffnet haben. Die weiteren Teilnehmer wiederum erwarten, daß nicht Lieder angestimmt werden, die unvertraut sind. Diese Erwartung kann sich von jener der Braut unterscheiden, die unter Umständen mit moderner Kirchenmusik vertraut ist. Der Pfarrer in einer städtischen Gemeinde erwartet nicht, daß er zum Hochzeitsessen eingeladen wird; anders ist das allerdings, wenn Pfarrer und Bräutigam der gleichen Studentenverbindung angehören.

Diese Illustration ist dazu angetan, auf folgende Zusammenhänge hinzuweisen:

1. *Position* umschreibt eine Gesamtheit von Rechten und Pflichten; diese konkretisieren sich indessen in den Beziehungen des Inhabers einer Position zum Inhaber einer andern Position. In unserer Illustration ist von Erwartungen des Brautpaares, der Braut und der übrigen Teilnehmer die Rede. Diese spezifischen Erwartungen machen je eine der *Rollen* aus, welche mit der Position Pfarrer verbunden sind.

2. Diese Rollen können sich widersprechen. Das bedeutet, daß sich der Inhaber einer Position in einem *Rollenkonflikt* befinden kann. In einem Rollenkonflikt befindet sich sehr oft der Vorarbeiter, an den sich widersprechende Erwartungen seitens der Arbeiter und der Betriebsleitung herangetragen werden.

3. Ein Mensch hat nicht eine, sondern eine *Vielzahl* von *Positionen* inne. Man kann sagen, seine Positionen charakterisieren seine soziale Persönlichkeit. Sehr häufig ist festgelegt, welche Position in einer Situation zu aktivieren ist. Aber andere Positionen können das Handeln beeinflussen. In der Illustration ist das der Fall, wenn die Position «Zugehörigkeit zur Studentenverbindung» in Betracht gezogen wird. Auch hier findet sich eine Quelle von Konflikt, *Positionskonflikt*. Einer der wichtigsten Fälle ist der Konflikt von Frauen zwischen den Positionen Ehefrau und Mutter einerseits, Beruf andererseits.

Position und Rolle und damit verbundene Begriffe schaffen einen wertvollen, wenn auch oft nicht unproblematischen, Bezugsrahmen zur systematischen Erfassung von Handeln und seiner normativen Verflechtung. Dabei ist zu beachten, daß hier nur ein sehr fragmentarischer Ausblick in die sogenannte Rollenanalyse gegeben werden kann. Fragmentarisch ist er nicht nur in bezug auf die Begriffe und ihre Zusammenhänge, sondern auch, weil er auf einer Ebene bleibt, die im wesentlichen der Beschreibung verhaftet ist. Wie steht es mit der Anwendung auf präzise und differenzierte empirische Abklärungen?

Wir müssen uns hier versagen, darauf näher einzutreten, denn sie ist verknüpft mit Fragen der Methoden. In die Probleme der Methodologie der empirischen Sozialwissenschaften kann in diesem Rahmen nicht eingeführt werden. In aller Kürze soll indessen versucht werden, verbreitete Mißverständnisse zu korrigieren. Wer zum Beispiel Fragen des Rollenkonfliktes und seiner Lösung nachgehen möchte, hat eine soziale Situation zu suchen, in der sich erstens widersprechende Rollen finden lassen und zweitens der Konflikt und allfällige Lösungen des Konfliktes beobachtbar sind. Das erste bietet keine besonderen Schwierigkeiten. Schwieriger ist die systematische Beobachtung. Sie ist unmittelbar oft nicht möglich. Darum wird versucht, durch Befragen Aufschluß zu gewinnen. Das ist indirekte Beobachtung und in vielen Fällen die zweitbeste Form der Erhebung. Es gibt andere Fälle, wo Befragung ein besseres und wieder andere, wo sie ein völlig ungeeignetes Mittel der Erfassung darstellt. Befragung wird also in der Soziologie als ein Mittel der Beobachtung gesehen und steht neben anderen Mitteln, wie Dokumentenanalyse, direkte Beobachtung, teilnehmende Beobachtung, Experiment. (Es ist also falsch, Befragung als die einzige Methode der Soziologie anzusehen, wie dies bisweilen getan wird. Ebensowenig ist Soziologie die einzige Wissenschaft, die Befragung als Methode anwendet.) Bei jeder Beobachtung stellt sich die Aufgabe, Beobachtungskategorien zu bilden, welche einerseits der Vielfalt des Geschehens – in unserem Beispiel der Vielfalt der möglichen Antworten – Rechnung tragen, andererseits die Vergleichbarkeit zwischen verschiedenen Beobachtungen wahren. Da es oft erwünscht ist, viele Beobachtungen zu vergleichen, ist eine statistische Behandlung der gewonnenen Daten unumgänglich. Der Nutzen der Statistik liegt darin – auch das wird oft nicht klar gesehen –, daß sie Verfahren zur Auswertung liefert, die erprobt sind. Darum können in Form statistischer Texte Kriterien in bezug auf mögliche Fehler bei der Interpretation aufgestellt werden, zumindest, soweit es sich um eine Interpretation der zahlenmäßigen Zusammenhänge handelt. Noch lange nicht alle sozialen Tatbestände sind indessen einer quantitativen Betrachtung zugänglich. Aus diesem Grunde finden sich in Vergangenheit wie Gegenwart zahlreiche Beispiele qualitativer empirischer Sozialforschung.

VII

Wir wollen zum Schluß einige Voraussetzungen der hier vorgetragenen Wissenschaftsauffassung explizit machen und im Sinne einer gewissen Zusammenfassung durch Beispiele aus den gemachten Ausführungen über Normen illustrieren.

Folgende zwei Annahmen sind fundamental:

1. Ziel des wissenschaftlichen Arbeitens ist eine *systematische allgemeine Theorie*. Die Aufgabe wird also nicht darin gesehen, irgendwelche Erscheinungen oder Fragen ad hoc zu erklären, noch besteht die Auffassung, daß sich aus der bloßen Sammlung von Fakten tragfähige Erklärungen gewinnen lassen. Konstitutiv ist ein System von logisch zusammenhängenden Sätzen, denen Vorstellungen und Begriffe zugrunde liegen, die untereinander vereinbar sind.

Der Versuch, den Begriff der Norm in zentrale Bereiche der Soziologie zu integrieren, als Einstieg zum Beispiel zu Sozialisation, sozialer Kontrolle und Institutionalisierung, zeugt für dieses Bemühen.

2. Die in den wissenschaftlichen Aussagen genannten sozialen Gegebenheiten sollten prinzipiell beobachtbar sein, und zwar von prinzipiell beliebigen Beobachtern. Es sollte also *Intersubjektivität* bestehen.

Auf der Ebene elementarer Einführung in Grundbegriffe konnte dies vorstehend geschehen mittels Illustrationen aus dem «einfachen» Alltag. Bei Behandlung komplexerer Zusammenhänge bedingt dies eine ausführliche Darstellung der Untersuchungssituation und der Methoden.

Aus den ersten beiden Annahmen ergeben sich Folgerungen wie diese:

a) Es besteht prinzipielle Offenheit. Der Bereich der Wissenschaft kann nicht abschließend umschrieben werden, noch läßt sich eine allgemein verbindliche, einzig richtige Schule oder Theorie aufstellen.

b) Zwischen Empirie und Theorie besteht eine Wechselwirkung.

c) Als Gegenstand eignet sich nie das Wesen einer Erscheinung, sondern ihre wahrnehmbaren Formen und die sie beeinflussenden und von ihr beeinflussten Zusammenhänge und anderen Tatbestände. Eine empirische Wissenschaft ist anti-essentialistisch. Daraus wiederum ergibt sich, daß Begriffe nicht real definiert werden, sondern andere Formen der Begriffsbildung üblich sind, worauf hier nicht weiter einzugehen ist; die Behandlung des Begriffes der Norm und insbesondere der Begriff der Kultur sind hierfür Beispiele.

d) Soziologie versteht sich als eine wissenschaftliche Disziplin, der gleiche Autonomie zukommt wie andern Wissenschaften. Als solche besteht ihr primärer Zweck nicht darin, sogenannte «soziale Probleme» (im Sinne von Unzulänglichkeiten im gesellschaftlichen Leben) zu untersuchen und zu lösen.

Der Soziologe mag von solchen Problemen ausgehen, aber er darf nicht einfach die Fragestellung sozialer Probleme übernehmen. Die Soziologie begibt sich sonst in zu große Abhängigkeit von dem, was ihr Gegenstand ist, vereinfacht gesagt: die Gesellschaft, und verliert jene Distanz, die jede Wis-

senschaft gegenüber ihrem Objekt benötigt, wie die Geschichte der Wissenschaften deutlich belegt.

Es ist allerdings leicht einzusehen, daß diese Distanz zum Objekt im Falle der Soziologie besondere Probleme bereitet: der Soziologe ist Glied eben jener Gesellschaft, die er untersucht. Das Postulat der Empirie erhöht diese Schwierigkeiten. Das führt dazu, daß man für die Soziologie eine eigene wissenschaftstheoretische Grundposition postulieren könnte.

Durch das Postulat der intersubjektiven Empirie unterscheiden sich die empirischen Sozialwissenschaften faktisch wie prinzipiell von den Geisteswissenschaften. Es bestehen aber auch Gründe zur Annahme, daß ihre Art von Empirie sich von jener der Naturwissenschaften unterscheidet, wenn nicht prinzipiell, so doch faktisch. Die Diskussion darüber ist im Gange, auch natürlich über die Fruchtbarkeit der Frage nach der Einteilung der wissenschaftlichen Disziplinen überhaupt. Wir glauben indessen, daß durch sie zumindest das Verständnis für die Orientierung der empirischen Sozialwissenschaften gefördert werden kann.

ZITIERTER LITERATUR

- Bredemeier, Harry C., and Richard M. Stephenson, *The Analysis of Social Systems*. New York: Holt, Rinehart and Winston, Inc., 1962.
- Catton, William R., *The Development of Sociological Thought*, in Robert E. L. Faris (ed.), *Handbook of Modern Sociology*. Chicago: Rand McNally & Co., 1964.
- Dahrendorf, Ralf, *Homo Sociologicus*. Köln und Opladen: Westdeutscher Verlag, 5. Aufl. 1965 (orig. 1958).
- Davis, Kingsley, *Human Society*. New York: The Macmillan Comp., 1947/48.
- Gould, Julius, and William L. Kolb (eds.), *A Dictionary of the Social Sciences*. Glencoe (Ill.): The Free Press, 1964.
- Inkeles, Alexander, *What is Sociology*. Englewood Cliffs (N. J.): Prentice Hall Inc., 1964.
- Mead, George H., *Mind, Self and Society*. Chicago (Ill.): The University of Chicago, 1934. 13th impression 1965.
- Merton, Robert K., *Social Theory and Social Structure*. Glencoe (Ill.): The Free Press, 1957 (revised and enlarged edition).
- Nadel, S. F., *The Theory of Social Structure*. Guildford and London: Billing and Sons Ltd., 1957.
- Parsons, Talcott, *The Structure of Social Action*. Glencoe (Ill.): The Free Press, 1949 (orig. 1937).
- Parsons, Talcott, *The Social System*. Glencoe (Ill.): The Free Press, 1951.
- Parsons, Talcott, *Beiträge zur soziologischen Theorie*. Herausgegeben und eingeleitet von Dietrich Rüschemeyer. Neuwied am Rhein: Luchterhand Verlag, 1964.
- Piaget, J., *Le jugement moral chez l'enfant*. Paris: S. Alcon, 1932. Deutsch: *Das moralische Urteil beim Kinde*. Zürich: Rascher, 1954.
- Popitz, Heinrich, *Soziale Normen*, in: *Europäisches Archiv für Soziologie*. II (1961): 185–198.
- Tiryakian, Edward A., *Existential Phenomenology and the Sociological Tradition*. *American Sociological Review*, 30 (1965): 674–688.

Heimat und Zivilisation

VON JOCHEM HAAS

Mit der Erfindung von Maschinen, die stärker sind als Menschen- oder Pferdekraft, mit dem dadurch bedingten und gleichzeitigen Aufkommen der Industrie begann vor 150 Jahren bei uns unaufhaltsam der Eroberungsfeldzug der Zivilisation gegen die Natur. Unter «Natur» sei nicht etwa unberührte Wildnis verstanden, sondern von Menschenhand wohl durchformtes, aber nicht deformiertes Land im Zustande des biologischen Gleichgewichtes. Viele Jahrzehnte baute, konstruierte, produzierte man immer mehr und nannte dies Fortschritt, bis in unsere Tage hinein. Unser Land, sonst arm an Rohstoffen, bot der aufstrebenden Industrie wenigstens die einfachsten Grundelemente in scheinbar unerschöpflicher Menge: Grund und Boden zum Bauen; Wasser als Ausgangsprodukt, als Wegführer von Abfall und als Produzent elektrischer Energie im Gefälle; ein fleißiges Volk als Lieferant williger und genügsamer Arbeitskräfte. Niemand oder fast niemand machte sich Gedanken darüber, ob die zunehmende Industrialisierung – verbunden mit einem rapiden Anwachsen der Volkszahl – nicht einmal zu einer Gleichgewichtsstörung zwischen Natur und Zivilisation führen könnte. Das Überdecken der Landschaft mit Bauten, mit Straßen und Bahnen, das immer tiefere Umgestalten des Ursprünglichen brachte trügerisch lange nur Gewinn und scheinbar keinen Verlust, brachte noch mehr Geld für die Besitzenden und besseres Leben für das anfangs so armselige Proletariat. Heute sind die Dinge so weit gediehen, daß unsere schweizerische Wirtschaft nur noch läuft mit Hilfe einer halben Million oder mehr ausländischer Arbeiter – gewiß auch eine Gleichgewichtsstörung innerhalb der Wirtschaft selber, von der aber hier nicht die Rede sein soll. Es sieht auch nicht so aus, als verlangsamte sich das Tempo der wirtschaftlichen Entwicklung; nein, eher scheint sie nach einer ihr innewohnenden Schwungkraft (oder ist es ein Zwang?) sich weiter auszudehnen, als unterstehe sie eigenen und scheinbar außermenschlichen Gesetzen, die wir befolgen müßten, um nicht unterzugehen.

In unserer Gegenwart hat sich die Zivilisation – will sagen: der rein von Menschenhand geschaffene Teil unseres Lebensraumes – in einem Maße und einer Intensität ausgebreitet, daß sie jenes alte Gleichgewicht zwischen ihr und der Natur zu zerstören droht. Bedroht ist damit auch der Mensch selber, der als Kreatur untrennbar zur Natur gehört.